GENDER OPEN REPOSITORIUM

Die Grenzen geteilter Sorge : Arrangements zwischen Geschlechtern, Generationen und Rechtsdeutungen in transnationalen kapverdischen Familien

Drotbohm, Heike

2011

https://doi.org/10.25595/86

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Drotbohm, Heike: *Die Grenzen geteilter Sorge : Arrangements zwischen Geschlechtern, Generationen und Rechtsdeutungen in transnationalen kapverdischen Familien*, in: Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien, Jg. 25 (2011) Nr: 1, 233-246. DOI: https://doi.org/10.25595/86.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY ND 4.0 Lizenz (Namensnennung - Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/legalcode.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY ND 4.0 License (Attribution - NoDerivates). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/legalcode.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Heike Drotbohm

Die Grenzen geteilter Sorge. Arrangements zwischen Geschlechtern, Generationen und Rechtsdeutungen in transnationalen kapverdischen Familien

Der Zusammenhang Gender und Migration wird als Phänomen in der Regel mit weiblicher Migration assoziiert. Häufig ist dessen akademische Betrachtung emotional aufgeladen. Besonders deutlich fällt dies in der Literatur zu *global care chains* auf, wenn die Frage diskutiert wird, ob die grenzüberschreitende Mobilität für Frauen und ihre Angehörigen eher als Nutzen und Zugang zu Privilegien gesehen werden kann, oder ob sie mit Eindrücken der Entwurzelung, der Entfremdung und mit neuen, extremen Formen der Ausbeutung einhergeht. Beispielhaft seien hier die Arbeiten von Parreñas (2001), Anderson (2006) oder Ehrenreich und Hochschild (2003) genannt, die sich mit den Leistungen von Arbeitsmigrantinnen befassen, welche Betreuungs-, Pflege- und Haushaltstätigkeiten in den Zielländern internationaler Migration verrichten, während zugleich ihre eigenen Kinder oder andere pflegebedürftige Angehörige im Heimatland von anderen Familienangehörigen betreut werden. Die AutorInnen unterstreichen hier die Vulnerabilisierung der Migrantinnen[1], die gezwungen sind, *emotional labour*, ihre Emotionsarbeit, in den Privathaushalten nordamerikanischer oder europäischer Länder einzubringen, während ihre Herkunftsgesellschaften bzw. Herkunftshaushalte diese emotionale Nähe entbehren müssen.

Es stellt sich die Frage, ob eine Bewertung dieser globalen Verflechtungen tatsächlich so eindeutig vorgenommen werden kann. Viele Migrantinnen werden sich gegen eine derartige pauschale Viktimisierung verwehren, ohne dass sie die psychosozialen Anforderungen und die Konflikte, die sich aus undokumentierter Einreise, illegalisiertem Aufenthalt und der Erfahrung des räumlichen Getrenntseins ergeben können, negieren möchten. Diese Relativierung hat damit zu tun, dass grenzüberschreitende Mobilität und die Erfahrung des räumlichen Getrenntseins in vielen Weltregionen aus der allgemeinen Lebensgestaltung kaum wegzudenken sind.

Im Folgenden werde ich mich mit der Gestaltung, dem Erleben und Bewerten *transnationaler Mutterschaft* befassen, mit einem Phänomen also, das die schon problematisierte Polarisierung in besonderer Weise anzieht. Von 2006 bis 2008 führte ich auf zwei Inseln des westafrikanischen Staates Kap Verde

eine zwölfmonatige ethnologische Feldforschung durch und lebte gemeinsam mit meiner Familie vorwiegend in São Filipe, dem bedeutendsten Ort der Insel Fogo. Die materielle Versorgungsgrundlage setzt sich hier aus der Erwerbsarbeit einzelner Haushaltsmitglieder, saisonaler Feld- und Gartenarbeit, Fischfang sowie den Geldüberweisungen und Materialsendungen zusammen, die migrierte Kapverdier zu ihren im Herkunftsland lebenden Angehörigen schicken. Von besonderem Interesse waren in dieser Forschung die transnationalen moralischen Ökonomien, die ich entlang der diskursiven Herstellung einer Normativität transnationaler Migration sowie der Verhandlungen geschlechter- und generationenspezifischer Handlungspraxen untersuchte. Meine zentralen Arbeitstechniken waren die – zeitweise teilnehmende – Beobachtung des lokalen Alltags, der Einsatz qualitativer Netzwerktechniken (Hollstein 2006) und die Durchführung halbstrukturierter und biographischer Interviews sowie Interviews mit lokalen ExpertInnen.[2] Im Anschluss an den Aufenthalt auf den Inseln besuchte ich die Angehörigen dieser Familien in Boston (USA) sowie in Lissabon (Portugal), um deren Sicht auf die schon beobachteten Sachverhalte und Familienkonventionen einzubeziehen.

Schon zu einem frühen Zeitpunkt während meines Feldaufenthalts wurde mir die Tatsache vor Augen geführt, dass sich nicht nur SozialwissenschaftlerInnen, sondern auch die AkteurInnen selbst mit der Frage auseinandersetzen, wie transnationale weibliche Migration unter welchen Umständen zu bewerten ist. Zur Veranschaulichung möchte ich mit einem zunächst unbedeutend erscheinenden Alltagsmoment einsteigen: Sonja, eine immer sehr mitteilungsfreudige etwa 25-jährige Nachbarin, überraschte mich eines Tages mit ihren ausgereiften Migrationsplänen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sie mir gegenüber keinerlei Interesse an einer Migration geäußert und nun erzählte sie mir gleich zu Beginn unseres Gesprächs, dass die Zeit jetzt günstig sei, sie werde in den kommenden Wochen in die Landeshauptstadt Praia, fahren, um bei der US-amerikanischen Botschaft ihr Visum für eine Reise in die USA zu beantragen. Ich verstand nicht, warum Sonja gerade jetzt emigrieren wollte. Im Vergleich zu vielen anderen jungen KapverdierInnen hatte sie vergleichsweise gute Lebensbedingungen: Sie lebte mit ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihrem etwa einjährigen Sohn in einem kleinen, aber recht modernen Haus, sie war Angestellte im kirchlichen Kindergarten und über verschiedene ehrenamtliche Tätigkeiten stark in das lokale Geschehen eingebunden. Warum sollte sie das alles zurücklassen und den organisatorischen, finanziellen und emotionalen Aufwand der Reise und die Mühen des Getrenntseins auf sich nehmen? Und wie kam Sonja zu ihrer Einschätzung, dass die Zeit nun günstig für die Beantragung eines Visums sei?

Meine folgende Analyse bringt hervor, dass sich Sonjas Einschätzung an mindestens drei Bezugsebenen orientiert: Erstens bezieht sich Sonja auf ein historisch tradiertes Geschlechterrollenverständnis, dem zufolge Frauen und Männer ungleiche Positionen und Pflichten in der Versorgung ihrer Angehörigen einnehmen. Zweitens führt Sonja das Abwägen ihrer eigenen Lebenspläne, ihrer individuellen Visionen und Verantwortungsbereiche mit familialen Konstellationen, Bedürfnissen und den vorhandenen Ressourcen zusammen. Ein dritter

zentraler Orientierungspunkt sind die ‚inneren' Logiken der einwanderungssteuernden Nationalstaaten, die grenzüberschreitende Migration in bestimmten Lebensphasen eher ermöglichen (können) als in anderen. Entlang dieses Dreischritts werde ich den Aufbau meiner folgenden Betrachtung ausrichten, um sukzessive zu erläutern, anhand welcher Maßstäbe weibliche Migration im Allgemeinen und transnationale Mutterschaft im Besonderen aus einer kapverdischen Perspektive heraus bewertet werden.

Geschlechterbeziehungen im kolonialen und postkolonialen Kap Verde

Zunächst muss man sich vor Augen führen, dass in Kap Verde grenzüberschreitende Mobilität keinen Bruch mit einer normalerweise als sesshaft konzipierten Lebensweise darstellt. Seit der Entdeckung des bis dato unbewohnten Archipels im Jahre 1455 durch portugiesische Seefahrer und die anschließend einsetzende Besiedelung der zehn etwa 550 Kilometer vor der Küste Senegals gelegenen Kapverdischen Inseln sind soziale Beziehungen an diesem Ort von hoher räumlicher Mobilität gekennzeichnet. Die Kapverdischen Inseln fungierten während der portugiesischen Kolonialzeit als ein Drehkreuz der See- und Handelswege zwischen Afrika, Brasilien, Europa und Indien, und sie wurden vor allem als Umschlagplatz für SklavInnen genutzt, die von der Guinea-Küste verschleppt und in die ‚Neue Welt' verschifft wurden. In dieser Zeit entstand aus der Begegnung und Vermischung der portugiesischen Kolonialherren mit den afrikanischen Sklavinnen, die auf den Inseln vor allem in der Haus- und Gartenwirtschaft eingesetzt waren, eine kreolische Gesellschaft (Carreira 1982).

Der Niedergang der Sklaverei, der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte, hatte in Kap Verde einschneidende ökonomische Veränderungen und einen enormen Machtverlust zur Folge. Seit diesem Zeitpunkt wurden räumliche Mobilität und globale Vernetzung, ehemals koloniales Privileg und Zugangsoption zu ökonomischer Macht, zu einer überlebenswichtigen Notwendigkeit der kapverdischen Bevölkerung. Kap Verde ist ein Wüstenstaat, dessen Landwirtschaft nur geringe Erträge liefert und im Zuge der steigenden Bevölkerungszahlen kam es ab Mitte des 18. Jahrhunderts in Dürrejahren regelmäßig zu schweren Hungersnöten, so dass sich die Migration als eine Strategie des ökonomischen Überlebens etablierte. Im Laufe der Jahrhunderte änderten sich jedoch die Rahmenbedingungen für diese Lebensweise: Die transatlantischen Händlernetzwerke wurden spätestens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von der Arbeiterrekrutierung seitens der USA und der europäischen Länder abgelöst, Quotenregelungen führten zu einer Selektion der Wanderungsbewegungen, die politische Unabhängigkeit Kap Verdes von Portugal im Jahre 1974 erschwerte zwar die kapverdische Einwanderung in die USA, eröffnete aber für manche Gesellschaftsschichten Wege nach Europa (Batalha 2004, Carling 2002, Halter 1993).

Dieser spezifische historische Hintergrund prägt die kapverdischen Sozial- und Familienstrukturen bis heute: Zum einen ging diese koloniale Erfahrung mit einer Geschlechterordnung einher, welche die kapverdischen Alltagswelten

in die der reisenden Männer und die der bleibenden, sesshafteren Frauen aufteilte und die Mutter-Kind-Dyade sowie die Geschwisterschaft als die bedeutsamen und verbindlichen sozialen Beziehungen bewertete. Zum anderen stellt grenzüberschreitende Mobilität auch heute noch die entscheidende Voraussetzung für den Zugang zu Ressourcen dar (Drotbohm 2009).

Die Erfahrung der räumlichen Trennung von einzelnen Familienangehörigen sowie der Kontakterhalt und die Beziehungspflege über große Distanzen hinweg gehören also schon seit Langem zum kapverdischen Alltag. Ab den 1970er Jahren änderten sich jedoch die geschlechterbezogenen Vorzeichen dieser Erfahrung: War die kapverdische Migration bis dahin mehrheitlich die der Männer, die entweder versuchten, ihre Angehörigen aus dem Ausland zu versorgen oder diese nachzuholen, entschieden sich ab diesem Zeitpunkt zunehmend mehr kapverdische Frauen für die Migration ins Ausland. Die Neuausrichtung des Dienstleistungssektors, die es besonders Frauen ermöglichte, als Hausangestellte in Privathaushalten zu arbeiten, führte dazu, dass kapverdische Frauen nicht nur nach Nordamerika und Portugal, die klassischen kapverdischen Migrationsdestinationen, migrierten, sondern zunehmend auch in Länder wie Italien oder Spanien.[3]

Diese ‚Feminisierung der Migration' bedeutete jedoch aufgrund des historisch tradierten Autonomieverständnisses kapverdischer Frauen keine tiefgreifende Veränderung der Geschlechterverhältnisse, wie es beispielsweise in manchen lateinamerikanischen Gesellschaften beobachtet werden kann (Hirsch 2007, Pribilsky 2004). Auch unabhängig von transnationalen Formen der Lebensgestaltung konstatieren kapverdische Frauen die ökonomische ‚Abwesenheit' ihrer Partner bzw. der Väter ihrer Kinder, welche in der Regel sexuelle Beziehungen zu mehreren Frauen pflegen und Kinder mit mehreren Frauen haben (Rodrigues 2007). Um ihre Kinder oder andere Angehörigen zu versorgen, waren und sind kapverdische Frauen mobil, wenn sie etwa die Tage im Inselinneren auf den Feldern verbringen und allenfalls an den Abenden in die Haushalte zurückkehren, oder wenn sie ihre Aufenthaltsorte für saisonale Arbeiten auf die Nachbarinseln verlegen, während ihre Kinder beispielsweise von älteren Kindern oder weiblichen Verwandten, die im selben Haushalt leben, versorgt werden. Zwar wird die Migration des Partners oder Ehemanns als eine mögliche Verbesserung der Einkommenssituation gedeutet; die meisten kapverdischen Frauen bezweifeln aber die Verlässlichkeit der daraus erwachsenden Versorgungsleistung, da ihre Erfahrung zeigte, dass viele kapverdische Männer in der Diaspora neue Beziehungen aufbauen, aus denen sich dann zusätzliche Versorgungspflichten ergeben, die in Konkurrenz zu den Bedürfnissen der auf den Inseln zurückgebliebenen Angehörigen treten.

Heute wird es also für kapverdische Frauen leichter, ökonomische Autonomie mittels internationaler Migration zu erlangen. Auch ihre Angehörigen erwarten von ihnen, dass sie emigrieren wenn sich die Gelegenheit ergibt, da auch sie davon profitieren. Noch mehr als an kinderlose Frauen richten sich diese Erwartungen gerade an Mütter. Wo immer möglich, sollten Mütter migrieren, da sie sich auf diese Weise in die Lage versetzen, ihren Versorgungspflichten gegenüber ihren Kindern in adäquater Weise nachzukommen und möglicherweise weiteren Angehörigen die transnationale Migration zu ermöglichen. Wenn die Migration von Frauen bzw. Müttern als unhinterfragtes Element einer weiblichen Lebensgestaltung betrachtet wird, stellt sich dennoch die Frage, welche Lebensphase dafür als geeignet angesehen wird.

An dieser Stelle möchte ich zur Veranschaulichung der Bewertungsgrundlagen auf die eingangs skizzierte Sichtweise Sonjas zurückkommen, die sich bei ihrer Einschätzung der Situation u.a. an den folgenden zwei Faktoren orientierte: Zum einen wägen kapverdische Mütter ihre familialen Konstellationen mit der Konstitution des Kindes bzw. der Kinder ab, um einen günstigen Zeitpunkt für die Migration zu finden. Sonja erläuterte beispielsweise, ihr etwa einjähriger Sohn sei gerade im richtigen Alter, nicht mehr zu klein und empfindlich, aber auch noch nicht zu alt, um die Abreise und die Trennung von seiner Mutter nicht verarbeiten zu können und eine stabile Beziehung zu seiner *mãe de criação* aufzubauen, jener Frau also, die während Sonjas Abwesenheit für das Kind verantwortlich sein würde. Eine kapverdische Mutter, die emigrieren möchte, benötigt eine verlässliche Partnerin, im Idealfall wird die eigene Mutter oder eine Schwester als solche betrachtet, die sich während ihrer Abwesenheit um das Kind oder die Kinder kümmert (Drotbohm, im Druck). Sonja bewertet diesen Zeitpunkt als günstig, da ihre sechs Jahre jüngere Schwester, die den Jungen mit aufgezogen hatte, während sie selbst im Kindergarten arbeitete, nun alt genug sei, um eine umfassendere Verantwortung für den Jungen zu übernehmen.

Darüber hinaus wird die günstige Personenkonstellation zu diesem Zeitpunkt von einer rechtlichen Sachlage ergänzt, aufgrund derer Sonja sich in dieser Lebensphase besonders gute Rahmenbedingungen für die Beantragung eines Visums einräumt. In der Beantwortung der Frage, wann und ob es sich lohnt, die teure und anstrengende Reise auf die Nachbarinsel und den Besuch der dort ansässigen US-amerikanischen Botschaft auf sich zu nehmen, orientiert sich Sonja an einer realistischen Abschätzung ihrer Chancen auf eine Bewilligung des Visums. Da sie selbst lediglich die Primarschule besuchte, ist sie sich darüber im Klaren, dass es ihr nicht gelingen wird, wie eine ihrer älteren Schwestern ein Stipendium für ein Studium an einer amerikanischen oder europäischen Universität zu erhalten. Zwar lebt ihr Vater in den USA, zu ihm hat sie jedoch kein gutes Verhältnis und sie befürchtet, dass er ihren Nachzug allenfalls mit einer Reihe von Verhaltensauflagen unterstützen würde, die sie vermeiden möchte. Ihre in den USA lebende ältere Schwester verfügt leider nach

wie vor nicht über den entsprechenden Aufenthaltsstatus, um Sonjas Migration finanziell zu unterstützen. Die Heirat mit einem ebenfalls in den USA lebenden entfernten Cousin zieht Sonja seit seinem Besuch im letzten Sommer zwar in Betracht, sie ist sich aber auch darüber bewusst, dass ihr dies ein hohes Maß an emotionaler Involviertheit abverlangen würde, da die US-amerikanischen Behörden die ‚Echtheit' der Liebe schon zu einem Zeitpunkt überprüfen würden, bevor diese die Möglichkeit haben würde, sich zu entwickeln und zu stabilisieren.

Dieses Eruieren und Abwägen der diversen, zum jeweiligen Zeitpunkt geeigneten und gangbaren Wege, transnationale Migration umzusetzen, ist in Kap Verde nichts Neues. Waren es vor langer Zeit noch die Dauer und die Gefahren der Atlantiküberquerung, später die variierenden politischen Allianzen des portugiesischen Kolonialreichs und dann die ständig angepassten Einwanderungsbestimmungen nordamerikanischer und europäischer Einwanderungsländer, so ist es im 21. Jahrhundert die zunehmende Beschränkung und die restriktivere Kontrolle der einwanderungsberechtigten Personenkategorien.

Die Tatsache, dass Sonja im Jahre 2007 die Geburt ihres Sohnes als eine besonders günstige Gelegenheit zur Beantragung eines Visums ansah, gründet in einer Formulierung auf den Internetwebseiten der US-amerikanischen Einwanderungsbehörde, wo das Prozedere und die Regelungen der Antragstellung folgendermaßen erläutert wurden: „visa applicants [… demonstrate] that they have ties abroad that would compel them to leave the U.S. at the end of the temporary stay" (Bureau of Consular Affairs 2011). Solche *ties* – Bindungen – werden auf dieser Website als *strong ties* spezifiziert und folgendermaßen erläutert:

> Strong ties differ from country to country, city to city, individual to individual. Some examples of ties can be a job, a house, a family, a bank account. ‚Ties' are the various aspects of your life that bind you to your country of residence: your possessions, employment, social and family relationships. (ebd.)

Wie die meisten kapverdischen Familien ist auch die Sonjas arm: Sie verfügt über kein Bankkonto, keine größeren Besitztümer und ein Anstellungsverhältnis wie das ihre wurde schon in vielen anderen Fällen als nicht ausreichende ‚Bindung' angesehen. Ein wesentlich besseres Argument, eine bei US-Amerikanern anerkannt ‚starke Bindung' sei – das spricht sich herum – ein Kind, im Idealfall: ein kleines Kind.

Meine Gespräche mit den amerikanischen Botschaftsangestellten in Praia, der Hauptstadt Kap Verdes, bestätigte die Möglichkeit einer solchen Auslegung. Zwar werden von behördlicher Seite auch andere Bindungsformen, wie beispielsweise eine Ehe oder Kindschaft – also das Zurücklassen der eigenen Eltern – als *strong ties* gewertet. Wenn aber eine Mutter ihr noch kleines Kind zurücklässt, wird dies am ehesten als ein Impuls gesehen, nach dem Aufenthalt in den USA nach Kap Verde zurückzukehren. Diese Auslegung der US-amerikanischen Visumspolitik kann dazu beitragen, dass kapverdische Frauen gerade die zeitliche Spanne, in der ihr Kind noch klein ist, für die Beantragung eines Visums

nutzen, weil sie der Ansicht sind, dass ältere Kinder nicht als *strong tie* gewertet werden. Die Tatsache, dass dann vor allem noch vergleichsweise junge Kinder von ihren migrationsorientierten Müttern im Herkunftsland zurückgelassen werden, wurde von den Botschaftsangestellten bestätigt; das sei bedauerlich, aber leider nicht zu ändern.

Bei einer genaueren Betrachtung dieser Vorannahmen – die der staatlichen AkteurInnen und die der Migrantinnen – wird deutlich, dass hier zwei Ideologien von Mutterschaft einander gegenüber stehen, die sich deutlich voneinander unterscheiden. Während, aus Perspektive der US-amerikanischen Staatsangestellten, die räumliche Trennung von Mutter und Kind einer angemessenen Realisierung von Mutterschaft widerspricht und die Mutter also in ihr Herkunftsland zurückkehren muss, um eine ‚gute' Mutter zu sein, ist es in Kap Verde genau anders herum: Um eine ‚gute' Mutter zu sein – um also das Kind versorgen zu können und ihrer Rolle gemäß zu handeln –, muss sie die Gelegenheit zur Migration ergreifen. Das Konstrukt der ‚*strong tie*', das auf die emotionale Bindung zwischen Müttern und Kindern rekurriert, erhöht also die Chancen der Frauen auf die Realisierung ihrer Emigration und trägt gleichzeitig dazu bei, dass an der räumlichen Trennung zwischen Müttern und Kindern festgehalten wird. Ziel dieser Form der weiblichen Migration ist dabei keineswegs eine möglichst rasche Rückkehr, sondern die Erwerbstätigkeit und die Versorgung ihrer im Herkunftsland lebenden Angehörigen.

Das Aufrechterhalten von Mutterschaft auf Distanz

Um Mutterschaft auf Distanz in transnationalen Feldern angemessen umzusetzen, erwartet das soziale Umfeld von migrierenden Müttern, dass sie dies auf eine spezifische Art und Weise tun. Anders als migrierende Väter, von denen gefordert wird, dass sie Verbindlichkeit und Verantwortungsbewusstsein zeigen, indem sie den Kontakt aufrecht erhalten und, wenn möglich, hin und wieder Geldbeträge senden, wird dies von migrierenden Müttern zwar auch erwartet, aber ihnen steht überdies noch ein ausgefeiltes Set an kommunikativen Praxen zur Verfügung, mittels derer sie ihre emotionale Involviertheit sichtbar machen sollten.

In Kap Verde gelten wöchentliche Telefonanrufe, das regelmäßige Zusenden von persönlichen Dingen, wie Nahrung, Kleidung, Schuhen, Schulheften, Stofftieren und wenn möglich jährliche Besuche als Zeichen emotionaler Nähe, mittels derer die abwesenden Mütter auf den Inseln ihre Abwesenheit kompensieren, eine materialisierte Präsenz herstellen und damit ihre Mutterschaft aufrechterhalten. Auch andere Studien zeigen, dass sich hohe moralische Erwartungen an migrierende Mütter richten, die mitunter in Konflikt mit traditionelleren Geschlechterrollen geraten (Erel 2002; Parreñas 2005, 103-108). In ihrer Forschung über transnationale Familien in Australien unterstreicht Loretta Baldassar die zentrale Bedeutung jener Handlungsfelder, mittels derer es gelingen kann, die Abwesenheit der migrierten Familienangehörigen zu überbrücken (Baldassar 2008).

Doch nicht nur die genannten etablierten sozialen Praxen, die Beziehung zu der Pflegeperson des Kindes ist ebenfalls für die adäquate Umsetzung transnationaler Mutterschaft entscheidend. Diese Gepflogenheit knüpft an Pflegschaftsbeziehungen an, die sowohl in Kap Verde, als auch in anderen westafrikanischen und lateinamerikanischen Gesellschaften üblich sind (Alber 2004, Fog Olwig 1999, Leinaweaver 2007, Notermans 2004, Walmsley 2008). In Kap Verde ist es im transnationalen wie auch im lokalen Kontext verbreitet, dass Kinder im Not-, Krankheits- bzw. Krisenfall in einen anderen Haushalt überwechseln und von einer anderen Frau aufgezogen werden. Die normativen Erwartungen, die von der Gesellschaft an die soziale Dynamik des Beziehungsdreiecks zwischen Pflegemutter, biologischer Mutter und Kind gerichtet werden, sind also vergleichbar: Egal ob lokale oder transnationale Pflegschaftsbeziehung, in beiden Fällen wird in Kap Verde von der *mãe de criação* (Pflegemutter) erwartet, dass sie ihre lokale und körperliche Präsenz nicht gegen die biologische Mutter, in diesem Fall die Migrantin, ausspielt, sondern dass sie die reisende, die abwesende Mutter in den Alltag des zurückgelassenen Kindes integriert. Es obliegt demnach Sonjas Schwester, ihrem *criado* (Pflegekind) zu verdeutlichen, dass seine Mutter zwar nicht da, aber doch da ist. Sie hat etwa dafür zu sorgen, dass der kleine Junge die Stimme seiner Mutter am Telefon identifiziert, dass er ihr Gesicht auf den Fotos erkennt, dass er bestimmte Objekte sowie die Tatsache, dass sich die Familie Privilegien wie seinen Schulbesuch leisten kann, mit seiner biologischen Mutter in Verbindung bringt und dass er die abwesende Mutter nicht vergisst. Da die migrierende Mutter auf die Stärkung ihrer Position durch die Pflegemutter angewiesen ist, muss sich die Beziehung zwischen den beiden Frauen auf ein besonders stabiles Vertrauensverhältnis stützen (Drotbohm, im Druck).

Die Pflegemütter sind sich ihrer zentralen und moralisch aufgewerteten Position innerhalb dieses Beziehungsdreiecks bewusst. Das Anvertrauen eines Pflegekindes empfinden daher die meisten als eine soziale Aufwertung. Mit der Annahme eines Kindes und seiner Versorgung werden sie Teil transnationaler Netzwerke und gelangen von einem Abhängigkeitsverhältnis in ein reziprokes Beziehungsverhältnis, in dem sie nicht nur die Empfänger von Versorgungsleistungen sind, sondern auch Sorge und Zuwendung – hier gegenüber dem Kind und damit gegenüber der Migrantin – geben können. In der Regel heißen Pflegemütter ein Pflegekind gerne bei sich willkommen, da Kinder, die ohnehin zwischen den Haushalten hin und her wandern, neben einer sozialen und emotionalen, ebenso als ökonomische Bereicherung verstanden werden. Zum einen können sie bei leichten Haushaltstätigkeiten oder, wenn sie älter sind, in der Feldarbeit eingesetzt werden, zum anderen wird ihr Aufenthalt als einkommensschaffende Maßnahme angesehen, denn die Geldüberweisungen einer migrierten Mutter kommen dem gesamten Haushalt, also auch den leiblichen Kindern der Pflegemutter zugute (Drotbohm, im Druck).

In der kapverdischen Öffentlichkeit werden diese funktionalen und solidarischen Aspekte des Sorge-Arrangements in transnationalen Haushalten hervorgehoben und häufig idealisiert, um die Leistungen der getrennt lebenden

Angehörigen anzuerkennen und zu honorieren. Dies kann über die Tatsache hinwegtäuschen, dass es sich dabei mitunter um konfliktträchtige Konstellationen handelt. Die Migration einzelner Familienangehöriger stützt sich üblicherweise auf das Zurückbleiben anderer, die mit der Umsetzung familialer Sorgetätigkeit beauftragt werden. Sonjas Freiheit basiert also auf der Unfreiheit ihrer Schwester, und die Akteurinnen sind sich darüber im Klaren, dass die bleibende Person dadurch in ihrer unabhängigen Lebensgestaltung, wie beispielsweise selbst zu migrieren, eingeschränkt ist.

Die Eindrücke und Bewertungen der im Herkunftsland zurückbleibenden Kinder sind nicht nur Teil individueller Lebenserfahrungen, sondern orientieren sich maßgeblich an der öffentlichen Bewertung dessen, was angemessen ist und was nicht (Verhoef and Morelli 2007). Mehrere Studien über die Ansichten dieser Kinder zeichnen ein Bild, das gleichermaßen Erfahrungen der Vulnerabilisierung und der Benachteiligung wie auch das Erleben von Selbstermächtigung und Statusverbesserungen beinhaltet (Fog Olwig 1999, Notermans 2008). In Kap Verde orientieren sich viele zurückbleibende Kinder in ihrer Bewertung der Abwesenheit ihrer leiblichen Mutter an dem normativen Alltagsdiskurs, der das harmonische Miteinander zwischen den MigrantInnen und sorgetragenden Angehörigen betont. Besonders die kleinen Kinder heben die Leistungen ihrer beiden Mütter, die sie häufig auch *co-mães* (Ko-Mütter) nennen, hervor, wenn sie äußern, dass sie von ihrer Pflegemutter „wie ein eigenes Kind" behandelt werden, und wenn sie die Aufopferungsbereitschaft der migrierenden Mutter loben, indem sie von den tollen und teuren Dingen, die sie geschickt bekommen haben, schwärmen. Auf diese Weise bestätigen sie die allgemeine kapverdische Haltung, die ich bei kritischem Nachfragen häufiger hörte: *„mãe sempre mãe"* (Mutter immer Mutter).

Die Kinder bauen intensive emotionale Bindungen zu ihren Pflegemüttern auf und freilich gibt es auch Brüche in der Bewertung der Situation, die ich jedoch erst nach längerer Zeit vor Ort und bei genauerem Hinhören aufgreifen konnte. Hinter diesen idealisierenden Darstellungen seitens der AkteurInnen findet sich häufig die Befürchtung, der abwesenden Mutter könnte es nicht gelingen, ihren Status in der Diaspora zu legalisieren, sie könnte ihren Versorgungspflichten nicht in angemessener Weise gerecht werden, sie könnte ihre Angehörigen im Herkunftsland vergessen oder verlassen, sie könnte von den emotionalen Anforderungen der Trennung überfordert sein und in der Diaspora neue, räumlich nähere emotionale Bindungen aufbauen, für die sie sich letztlich mehr engagieren wird. Ähnliche Zweifel plagen die emigrierten Mütter, die befürchten, dass die Pflegemutter diese Tätigkeit primär aus finanziellen Interessen, möglicherweise für die Versorgung der eigenen Kinder angenommen habe, oder dass sie das Pflegekind weniger gut behandeln, dass sie es emotional vernachlässigen könnte.

Die Frustrationen und Ängste wurden deutlicher formuliert, wenn ich mich mit Kindern befasste, die im Teenager-Alter waren. Besonders wenn diese sich mit einer immer wieder ändernden Informationslage auseinanderzusetzen hatten, wurde mitunter der Anspruch an eine verbale Schonung des transnationa-

len Sorge-Arrangements aufgegeben. Eine verbreitete schmerzliche Erfahrung stellt beispielsweise die Tatsache dar, dass die Trennung zwischen Müttern und Kindern wesentlich länger dauert als ursprünglich angenommen. Ich bin mir nicht sicher, ob die migrierenden Mütter tatsächlich annahmen, was auch Sonja am Tag ihrer Abreise tröstend verkündete, dass die Zeit ihrer Abwesenheit nur wenige Monate dauern würde, denn dies lässt sich in der Regel kaum realisieren. Vielmehr dauert es nicht selten sogar mehrere Jahre, bis die Frauen ihre finanzielle und aufenthaltsrechtliche Situation im Zielland soweit geordnet haben, dass sie tatsächlich ihre Angehörigen im Herkunftsland besuchen oder ihr Kind bzw. ihre Kinder nachholen kann. Vorausgesetzt, die materielle Versorgung der zurückgelassenen Angehörigen verläuft routiniert, wird die migrierende Frau versuchen, so lange im Ausland zu bleiben, bis sie ein regelmäßiges Einkommen hat und, im Idealfall, bis ihr Aufenthaltsstatus legalisiert ist, so dass sie ihr Kind oder ihre Kinder bzw. weitere Angehörige nachholen kann. Die sich ständig ändernden Migrationspläne, die sich auch an veränderlichen personalen und familialen Konstellationen sowie an politisch bestimmten, mithin im Prozess befindlichen Einreisebestimmungen zu orientieren haben, und die mangelnde Informationstransparenz zwischen den wartenden Angehörigen im Herkunftsland und den MigrantInnen, stellt in der Tat für viele KapverdierInnen ein Moment der Irritation und des Leidens dar.

Fazit

Die transnationalen Sorge-Arrangements zwischen migrierenden Müttern und ihren im Herkunftsland zurückgelassenen Angehörigen gestalten sich diesem kapverdischen Fallbeispiel zufolge im Abwägen von individuellen Möglichkeiten, familialen Bedürfnissen und der Wirkmächtigkeit einwanderungsrechtlicher Kategorisierungen, die manche Personen in bestimmten Lebenslagen die Migration zu erleichtern scheinen.

Dabei wurde deutlich, dass in der Bewertung transnationaler Mutterschaft zwischen einer normativen Erwartung, welche die Akteurinnen und Akteure an diese Form der Distanzbeziehung stellen, und den alltäglichen sozialen Praxen, die sich immer wieder mit Widersprüchen, Unausgesprochenem, Zweifeln und Vertrauenskrisen zu befassen haben, zu unterscheiden ist. Die Überbetonung der mütterlichen Leistungen, die ständig den Alltag durchdringenden Erzählungen über das harmonische Funktionieren dieser transnationalen Solidarität, das alltägliche Erinnern und unbeirrte Vergegenwärtigen der abwesenden Mütter sowie das Verschweigen der Sorgen, der Ängste und Frustrationen deute ich in diesem Zusammenhang als die ständige Erneuerung eines sozialen und emotionalen Bandes, das dazu dient, dieses fragile Gefüge zusammenzuhalten; als eine Praxis, die besonders die abwesenden bzw. migrierten Mütter nachdrücklich auffordert, ‚Mutterschaft zu tun', sie zu zeigen – kurz: Mütter zu bleiben.

Die Dringlichkeit dieser den kapverdischen Alltag durchziehenden Herstellung einer ‚Normalität' transnationaler Mutterschaft muss im kapverdischen

Fall historisch eingeordnet werden, denn ohne den Beitrag der Diaspora wäre ein Leben auf den kargen Inseln auch heute noch wesentlich prekärer als es sich darstellt. Die kollektive Furcht vor dem Vergessen- und vor dem Verlassenwerden wird daher schon seit Jahrhunderten im kapverdischen Liedgut besungen. Ungeachtet dieser kapverdischen Besonderheiten verweist das Beispiel jedoch auf familiale Konventionen, die an vielen Orten, die von transnationaler Lebensweise geprägt sind, zunehmend spürbar werden.

Letztlich führt nicht die Tatsache, dass Menschen, die sich als Teil einer gemeinsamen sozialen Struktur empfinden, große zeitliche und räumliche Distanzen zu überwinden haben, zu einer ambivalenten Bewertung transnationaler Familien bzw. von Mutterschaft. Vielmehr sind es die drohende Immobilität auf beiden Seiten der Grenze, die mögliche Verhinderung, Mutterschaft sowohl in einem sozialen als auch in einem materiellen Sinne adäquat umzusetzen, sowie die Unwägbarkeiten, die als ungerecht und bedrohlich empfunden werden, sowie die Tatsache, dass kaum etwas so verlässlich ist wie die Unberechenbarkeit der eigenen Zukunft.

Anmerkungen

1 Ich verwende bei Aussagen, die sich auf beide Geschlechter beziehen, das große I, um auch Frauen sprachlich sichtbar zu machen und bleibe aber in Textpassagen, die sich *mehrheitlich* mit Frauen befassen, beim kleinen i.

2 Eine genauere Beschreibung der Methodik findet sich in Drotbohm (2009).

3 Siehe Grassi (2007) zum Einsatz kapverdischer Frauen in der häuslichen Pflegewirtschaft in Italien oder Fikes (2009) zur Situation in Portugal, wo kapverdische Frauen jene Einkommensbereiche übernahmen, die ehemals kapverdischen Männern vorbehalten waren (z.B. im Fischhandel).

Literatur

Alber, Erdmute (2004) „‚The real parents are the foster parents': social parenthood among the Baatombu in Northern Benin." *Cross-cultural approaches to adoption*. Hg. Fiona Bowie. London/ New York: Routledge, 33-47.

Anderson, Bridget (2006) *Migrantinnen und die Globalisierung der Hausarbeit*. Berlin/ Hamburg: Assoziation.

Baldassar, Loretta (2008) „Missing Kin and Longing to be Together: Emotions and the Construction of Co-presence in Transnational Relationships." *Journal of Intercultural Studies* 3/2008: 247-267.

Batalha, Luís (2004) *The Cape Verdean diaspora in Portugal. Colonial subjects in a postcolonial world*. Lanham/ Boulder/ New York: Lexington.

Bureau of Consular Affairs (2011) „Visa Denials." travel.state.gov. Webseite des Bureau of Consular Affairs, US Department of State. 20. Februar 2011 <http://travel.state.gov/visa/frvi/denials/denials_1361.html>.

Carling, Jorgen (2002) „Migration in the age of involuntary immobility. Theoretical reflections and Cape Verdean experiences." *Journal of Ethnic and Migration Studies*. 28, 1/2002: 5-42.

Carreira, Antonio (1982) *The People of the Cape Verde Islands: Exploitation and emigration*. Übersetzt von C. Fyfe. Hamden, CT: Archon.

Drotbohm, Heike (2009) „Horizons of long-distance intimacies. Reciprocity, contribution and disjuncture in Cape Verde." *The History of the Family. An International Quaterly*. (Special Issue: *Families, Foreigness, Migration, Now and Then*.) 14, 2/2009: 132-149.

Drotbohm, Heike (im Druck) „The Promises of Co-mothering and the Perils of Detachment. A Comparison of Local and Transnational Cape Verdean Child Fostering." *Child Fosterage in West Africa: New Perspectives on Theories and Practices*. Hg. Erdmute Alber/ Jeannett Martin/ Catrien Notermans. Leiden: Brill.

Ehrenreich, Barbara/ Arlie Hochschild (2003) Hg. *Global woman: nannies, maids and sex workers in the new economy*. London: Granta Books.

Erel, Umut (2002) „Reconceptualizing Motherhood: Experiences of Migrant Women from Turkey Living in Germany." *The Transnational Family. New European Frontiers and Global Networks*. Hg. Deborah Bruceson/ Ulla Vuorela: Oxford/ New York: Berg, 127-146.

Fikes, Kesha (2009) *Managing African Portugal. The Citizen-Migrant Distinction*. Durham/ London: Duke.

Fog Olwig, Karen (1999) „Narratives of the Children left behind: home and identity in globalised Caribbean families." *Journal of Ethnic and Migration Studies* 25, 2/1999: 267-284.

Goody, Esther (1982) *Parenthood and Social Reproduction. Fostering and Occupational Roles in West Africa*. Cambridge: Cambridge University Press.

Grassi, Marzia (2007) „Cabo Verde pelo Mundo: o género na diáspora caboverdiana." *Género e Migrações Cabo-Verdianas*. Hg. Marzia Grassi/ Iolanda Évora. Lissabon: Imprensa de Ciências Sociais, 23-62.

Halter, Marilyn (1993) *Between Race and Ethnicity. Cape Verdean American Immigrants, 1860-1965*. Champaign/IL: University of Illinois Press.

Hirsch, Jennifer (2007) „ ‚Love Makes a Family': Globalizaton, Companiate Marriage, and the Modernization of Gender Inequality." *Love and Globalization. Transformations of Intimacy in the Contemporary World*. Hg. Mark P. Padilla/ Jennifer S. Hirsch/ Miguel Munoz-Laboy/ Robert E. Sember/ Richard G. Parker. Nashville/TN: Vanderbilt University Press, 93-106.

Hollstein, Betina (2006) *Qualitative Netzwerkanalyse: Konzepte, Methoden, An-*

wendungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Leinaweaver, Jessaca (2007) „On moving children. The social implications of Andean child circulation." *American Ethnologist* 34, 1/2007: 163-180.

Notermans, Catrien (2004) „Fosterage and the politics of marriage and kinship in East Cameroon." *Cross-cultural approaches to adoption*. Hg. Fiona Bowie. London/ New York: Routledge, 48-63.

Parreñas, Rhacel Salazar (2001) *Servants of globalization: women, migration and domestic work*. Stanford/CA: Stanford University Press.

Parreñas, Rhacel Salazar (2005) *Children of global migration: transnational families and gendered woes*. Stanford/ California: Stanford University Press.

Pribilsky, Jason (2004) „ ‚Aprendemoas a convivir'. Conjugal relations, co-parenting, and family life among Ecuadorian transnational migrants in New York City and the Ecuadrian Andes." *Global Networks* 4, 3/2004: 313-334.

Rodrigues, Isabel Fêo (2007) „As mães e os seus filhos dentro da plasticidade parental: reconsiderando o patriarcado na teoria e na práica." *Género e Migrações Cabo-Verdianas*. Hg. Marzia Grassi/ Iolanda Évora. Lissabon: Imprensa de Ciências Sociais, 123-146.

Verhoef, Heidi/ Gilda Morelli (2007) „A Child is a Child. Fostering Experiences in NorthWestern Cameroon." *Ethos* 35, 1/2007: 33-64.

Walmsley, Emily (2008) „Raised by another mother. Informal fostering and kinship ambiguities in Northwestern Ecuador." *Journal of Latin-American and Caribbean Anthropology* 13, 1/2008: 168-195.